

(Nachdruck verboten.)

52]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Mergø.

Pelle empfand das Heim als trauliche, kleine Welt, in der er Zuflucht finden konnte, wenn er müde war. Das dunkle Ziehen in Ellens Blick hatte er ausgelöst in Gestalt von zwei lieben kleinen Geschöpfen, die ihr genug zu tun gaben. Jetzt war es ihr Wesen selber, das ihm entgegen kam. Und es lag eine eigene Treue in ihr, die sein Herz packte; sie schmollte nicht über den kleinen Verdienst und machte ihm keine Vorwürfe, weil er nur Arbeitsmann war.

Seine Stellung als Vorsitzender im Fachverein hatte er wegen der großen Wirksamkeit aufgeben müssen. Es war auch keine Aussicht vorhanden, fürs erste zu seinem Beruf zurückzukehren, und die harte körperliche Arbeit sagte ihm zu.

Um dem kleinen Tagelohn aufzuhelfen, beschäftigte er sich abends mit Flickarbeit. Ellen half ihm, und sie saßen da und plauderten drauflos. Auf die Bewegung ließen sie sich nicht ein, das interessierte Ellen nicht, und er hatte nichts dagegen, für einen Augenblick Ruhe zu haben. Klein-Lasse sah am Tisch, er zeichnete und gab seinen Senf mit dazu. Oft, wenn Pelle die Arbeit hervorholte, hatte Ellen im Laufe des Tages das meiste ausgeführt, und nur übrig gelassen, worauf sie sich nicht verstand. Dafür ersann er Kleinigkeiten, durch die er sie erfreuen konnte.

Im neuen Jahr war der Winter nicht mehr so schlimm. Schon der Februar brachte die ersten Frühlingsverheißungen. Das spürte man an Ellen.

„Wollen wir uns nicht einen Probiantkorb packen und Sonntag nach einem von den Wirtsgärten hinausfahren? Es tut den Kindern gut, in die Luft zu kommen,“ konnte sie wohl sagen.

Pelle wollte gern. Aber Sonntag war Versammlung in der Parteileitung und Versammlung über Angelegenheiten der Fabrik; an beiden Stellen mußte er zugegen sein. Am Abend hatte er versprochen, in einem Verein zu reden.

„Dann fahren wir selbst hinaus, die Kinder und ich!“ erwiderte Ellen ruhig. Sie kamen nach Hause und hatten sich vorzüglich amüsiert; Pelle war nicht mehr unentbehrlich.

Der strenge Winter war endlich vorüber. Es froh noch — namentlich des Nachts — aber die Leute wußten es trotzdem. Und auch das Eis in den Kanälen wußte es. Es fing an, Risse die Kreuz und quer zu bekommen und hinaus zu wandern. Auch die Häuser hatten Frühlingsgefühl und wurden heller im Ton, und oben in der Luft schien die Sonne. Wenn man hinauf sah, konnte man ihren Schimmer über den Dächern sehen. Unten auf den Gassen und in den brunnen-tiefen Höfen trabten die Kinder im Schneeschlamm herum und sangen der Sonne zu, die sie nicht sehen konnten.

Die Leute fingen wieder an sich aufzurichten, nach dem langen Krummliegen im Winter. Jederzeit konnte die Kälte wieder da sein; aber alles war darüber einig, an den Frühling zu glauben. Der Star fing an, sich einzufinden, die Säfte der Erde stiegen wieder bis an die Oberfläche hinauf und brachten auf der harten Kruste dunkle Flecke hervor, und der Umsatz wagte sich hervor; es war ein sonderbarer gleichartiger Wille, der das Ganze beherrschte. Unten in der Erde keimte es mitten im Frost und Schnee und kroch jung hervor, gleichsam von der Kälte selbst geboren, und in dem Verflorren des Winters entfalteten sich die Verheißungen — trotz allem. Die Arbeiterviertel fingen an aufzuleben; jetzt konnte es wieder nützen, sich nach Arbeit umzusehen. Es tat gut, hinauszukommen und sich ein wenig im Licht zu bewegen. Es mußte auch gut tun, jeden Tag den Bauch wieder zu füllen und die Sabeligkeiten von dem Pfandleiher wieder nach Hause zu holen und sie ein wenig zu lüften, bis die Reihe wieder an sie kam.

Aber es ging nicht so flott, wie es gehen sollte. Es sah aus, als habe die Kälte dageessen, die Wirksamkeiten

vollständig gelähmt. Der Frühling rückte näher, die Sonne stieg mit jedem Tag und fing an, Macht zu bekommen. Aber die Geschäfte wollten nicht recht wieder in Gang kommen über das hinaus, was der Tag erforderte. Es war kein Schwung darin so wie sonst! In dieser Jahreszeit pflegte man gern für das Lager zu arbeiten, um den Bedarf des Sommers decken zu können; was der Winter gehemmt hatte, pflegte man jetzt einzuholen, indem man alle Kräfte anspannte und Ueberstunden machte.

Viele bestürmte Fragen gingen hin und her. Was war hier nur einmal los? Warum kamen die Dinge nicht in Gang? Der „Arbeiter“ gab vorläufig keine Erklärung, sondern enthielt einige verblühte Warnungen für gewisse Leute, daß sie sich nicht mit der Not verbünden sollten.

Allmählich erhielten die Vorstellungen feste Formen: die Arbeitgeber bereiteten irgend etwas vor, deshalb nahmen sie die Betriebe nicht so kräftig auf. Die Arbeiter hatten trotz der Winternot wieder einige von den Herren in den Reichstag gebracht, und nun bereiteten sie sich vor, bei den städtischen Wahlen eine Schlacht zu schlagen. Das war es, was los war! Und in erster Linie die beständig wachsende Organisation, die jetzt als ein Ganzes alle Berufe und das ganze Land umspannte und verlangte, mit über die Verhältnisse zu bestimmen! Der arme Mann sollte fühlen, wie wenig er vermochte, ohne die, die alles im Gange hielten.

In all dies hinein drangen Gerüchte, daß ein Lahmlegen jeglicher Wirksamkeit vorbereitet werde, um mit einem Schlage die Organisation zu zertrümmern; aber das war zu unbegreiflich. Man hatte nur kleinere Arbeitsstodungen erlebt, wo Uneinigkeit über einen bestimmten Punkt vorlag. Daß jemand daran denken konnte, die Winternot gegen den Willen der Natur fortzusetzen, wo ein jeder willig war, auf Grundlage der geltenden Ordnung zu arbeiten — nein, der Gedanke war zu teuflisch!

Aber eine Linie war zu erkennen. Leuten, die sich besonders für die Bewegung ins Zeug gelegt hatten, wurde es schwerer, wieder Arbeit zu bekommen als anderen. Sie wurden zurückgesetzt oder waren ganz einfach durch andere ersetzt, wenn sie kamen und sich nach der Arbeitslosigkeit des Winters wieder meldeten. Unsicherheit herrschte namentlich in den Berufen, die in der Organisation am weitesten gediehen waren; man konnte nicht umhin, das als eine Verfolgung des Zusammenschlusses anzusehen. Daraus wuchs Unsicherheit hervor. Jeder fühlte, daß der Zustand unaltbar war und witterte irgend etwas Böses. Und namentlich innerhalb der Eisenindustrie waren die Verhältnisse gespannt. Die Eisenmänner hatten immer harte Hände; dort sah man zuerst die Absicht von dem, was im Werden war.

Pelle sah besorgt, was herauszog. Wenn jetzt ein Kampf käme, würde er eine Niederlage für die Arbeiter bedeuten, die jetzt ohne Vorräte dastanden, bis auf die Haut entblößt. Der Winter hatte ihr bißchen Festungswerk der Erde gleichgemacht; ein Sturmhauf gegen sie würde wahrscheinlich ihr Zusammenhalten auseinanderprengen. Er äußerte seine Sorgen ihnen gegenüber nicht. Sie waren im Grunde wie kleine Kinder; es nützte nichts, daß sie unter so großer Angst dahingingen. Aber in der Leitung bestand er darauf, daß man sehen müsse, den Kampf zu vermeiden, selbst wenn man Zugeständnisse machen müsse. Zum erstenmal machte Pelle den Vorschlag, rückwärts zu gehen!

Eine Woche folgte der anderen, die Spannung wuchs, es geschah aber nichts. Die Arbeitgeber schenken sich der öffentlichen Meinung gegenüber. Der Winter hatte große Wunden geschlagen; sie wagten nicht, die Verantwortung für eine Kriegserklärung auf sich zu nehmen.

In der Maschinenfabrik „Dänemark“ war die Spannung älteren Datums. Damals als die Landwirtschaft, von den Verhältnissen auf dem Weltmarkt gezwungen, vom Kornbau zum Molkereibetrieb überging, sah der Leiter der Fabrik voraus, daß hier die Zukunft liegen würde und fing an, Molkereimaschinen herzustellen. Es gelang der Fabrik, eine Zentrifuge zu konstruieren, die gut anschlief, und der neue Industriezweig beschäftigte nun eine beständig wachsende Schar Arbeiter. Es waren die tüchtigsten Leute, die hierzu

Ausgewählt wurden; sie verbesserten beständig das Fabrikat und der Absatz wuchs im Inlande wie im Auslande. Die Arbeiter wurden allmählich so geübt in der neuen Spezialität, daß die Fabrik sich gezwungen sah, den Afford herabzusetzen, da sie sonst zu viel verdienten. Dies war zweimal im Laufe der Jahre geschehen, mit dem Hinweis darauf, daß man ja auf dem Weltmarkt konkurrieren müsse. Gleichzeitig stiegen aber die Zentrifugen der Fabrik beständig im Preise auf Grund der großen Nachfrage, die nach ihnen herrschte. Die Arbeiter hatten sich in die Herabsetzung, als etwas Unvermeidliches, gefund und sich bemüht, ihre Geschicklichkeit noch weiter zu steigern, so daß sie jetzt wieder einen einigermaßen guten Verdienst erreicht hatten.

Jetzt gleich nach dem Winter Schlaf gingen an Gerüchte umherzuschwirren, daß die Fabrik wieder den Afford herabsetzen wolle. Aber jetzt hatten sie nicht die Absicht, sich dareinzufinden. Der Groll über die Ungerechtigkeit in diesem Vorgehen stieg ihnen zu Kopf; sie waren kurz davor, auf das bloße Gerücht hin zu demonstrieren. Pölle gelang es jedoch, sie zu der Einsicht zu bringen, daß ja nichts weiter vorlag als dummes Gerede, für das niemand Verantwortung hätte. Hinterher als der Schrecken überstanden war, alles wieder seinen täglichen Gang ging, kamen sie zu ihm und dankten ihm.

Aber am nächsten Jahrtag war da ein Bescheid vom Kontor, daß der geltende Tarif nicht zeitentsprechend sei, er solle verbessert werden. Das klang ja recht unschuldig, aber jeder wußte, was dahinter steckte.

Es war an einem der ersten Frühlingstage, die Sonne schien in den großen Fabrikraum und zog mächtige Lichtbalken hindurch, und drinnen in dem blauen Sonnennebel liefen die Gurten und Scheiben. Die Arbeiter standen da und pffiften zu dem Ton der vielen Räder und des singenden Metalles. Der Lärm überräubte alles andere, aber man konnte ihren Gesichtern ansehen, daß sie pffiften und sangen. Sie glichen einer Schar Vögel, die eben an bekannten Küstern gelandet sind und den Frühling begrüßen.

Pölle trug Rohmaterial herbei, als die Nachricht kam und alle Freude ausblühte. Sie wanderte auf einem Zettel von Mann zu Mann, kurz und harthändig: die Fabrikleitung wollte nichts mit der Organisation zu schaffen haben, sondern umging sie schweigend. Jedermann hat 14 Tage Frist, um den neu basierten Tarif zu unterschreiben. "Keine Verhandlung, Unterschrift, bitte schon — oder fertig!" Als der Zettel zu Pölle kam, waren alle Augen auf ihn gerichtet, als erwartete man ein Signal; das Werkzeug ruhte, die Maschinen lärmten eine Weile auf eigene Rechnung. Pölle las den Zettel und beugte sich dann über seine Arbeit nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Das Liebesmahl.

Skizze von D. S.

Ein pommerisches Städtchen genoß die ganz unschätzbare Ehre, seit altersher ein urfeudales Kavallerieregiment in Garnison zu haben.

Daß diese Ehre auch Verpflichtungen auferlegte, wurde den Bürgern der Stadt und insbesondere ihrem Oberhaupt bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit eindringlich zu Gemüte geführt.

Die Verwaltung des Städtchens richtete sich nicht zum wenigsten nach den Bedürfnissen und Wünschen des Regiments, und im Grunde war nicht der Bürgermeister, sondern der Regimentskommandeur der Stadtregent.

Bevor der Bürgermeister irgendeine Vorlage bei seinem kleinstädtischen Parlament einbrachte, vergewisserte er sich erst, ob er damit nicht etwa „oben“ anstieß, und auf einen „Wink“ hin, der gewöhnlich recht deutlich gegeben wurde und fast einem Befehl gleich, modelte er die Vorlage entsprechend um.

Erhob mal einer der würdigen Stadtvertreter schlichtern Widerspruch, fiel ihm der Stadtgewaltige sofort in die Rede: „Ja, meine Herren, „das Regiment“ wünscht das aber so!“ Allsogleich duckten die Spießer sich ängstlich, und jede Opposition war im Keime erstickt.

Mit großen Herren ist nicht gut Rirschen essen, und man hatte in der Geschichte des Städtchens etliche Beispiele, wie die Herren „vom Regiment“ mit denen umsprangen, die sich ihnen nicht willenslos beugten.

Die Uniformen und Toiletten bestellten die Offiziere und ihre Damen natürlich in Berlin, und die Weine und Zigarren bezogen

sie „direkt“ — sie betrachteten die anständigen Geschäftsleute eben nur als „Fischhuster“. Aber wehe, wenn so ein kleiner Kaufmann oder Handwerksmeister sich ihre Ungnade zuzog — da ließ sich kein Soldatenknopf mehr bei ihnen sehen, geschweige denn die Großgrundbesitzer der Umgegend.

Das Offizierkorps des Regiments, das sich vornehmer dünkte als das irgend eines Garderegiments — lauter Krabel —, war zum „Liebesmahl“, wie die Zechgelage der Offiziere genannt werden, im Kasino versammelt.

Die Einrichtung des Kasinos war ein Muster der berühmten „altpreussischen Einfachheit“. Vor den Fenstern schwere seidene Vorhänge, auf dem Fußboden weiche Teppiche, im Rauch- und Spielzimmer schwellende Divans und Fauteuils und bequeme Korbfessel, an den Wänden losbare Spiegel und Delgemälde. Der Speisesaal mit den dunkel gebeizten eichenen Ledermöbeln strahlte in elektrischem Lichte, die Tafel war überladen mit schwerem Silber und geschliffenem Kristall.

Dieser „altpreussischen Einfachheit“ entsprach es auch, daß das Offizierkorps sich einen „Chef de cuisine“ hielt, den es monatlich mit 500 Mark bezahlte.

Vornehm rezervert und militärisch steif ging es anfangs zu. Lautlos reichten die Ordonnanzen — beileibe nicht in Uniform, sondern „altpreussischer Einfachheit“ gemäß in Livreen mit silbernen Knöpfen und Aniekhosen — die silbernen Platten herum.

Der Oberst, der oben an der Schmalseite der Tafel präsiidierte, war ein ziemlich griesgrämiger Herr, da ihn bereits die Gicht zu plagen begann.

Der dicke Major v. J., der rechts vom Obersten saß, sprach beim Essen überhaupt nie — er lautete bloß, und konnte sich kaum auf eine Bemerkung des Kommandeurs ein „Jawohl, Herr Oberst!“ oder „Sehr richtig, Herr Oberst!“ entziehen.

Major Graf S., der dem dicken v. J. gegenüber saß, war alter Junggeselle und Hypochonder. Er ärgerte sich allemal furchtbar über den unmäßigen Appetit seines Gegenübers, den er im stillen „plebejerhafte Gefräßigkeit“ nannte. Im übrigen war er der Hüter der traditionellen „Vornehmheit“ des Offizierkorps, und wenn es mal unten bei den Leutnants etwas lauter wurde, schob sofort ein mißbilligender, mahnender Blick aus seinen halbgeschlossenen Augen zu ihnen hinüber.

„Na, überhaupt Jarde,“ sagte dort der Regimentsadjutant auf eine Bemerkung des Fähnrichs, daß er zuerst die Absicht gehabt habe, bei einem Garderegiment einzutreten, sich nun aber doch freue, diesem bevorzugten Regimente angehören zu dürfen.

„Jewiß, der Kern der Offizierkorps — wenigstens bei der Jardeballerie — ist juter alter Adel, aber unsere Kameraden müssen sich da doch ne gemischte Gesellschaft gefallen lassen — Jungens reich gewordenen, frisch geadelter Bankiers oder sonst welcher emporgelommener Plebejer. Man ist da eben nicht mehr unter sich!“

Sämtliche Leutnants zuckten feindlich-erkundig die Achseln. „Und unserm Regiment hat man noch keinen Konzeptions-Schulze zu bieten gewagt!“ fiel ein anderer Leutnant ein.

Und was das standesgemäße Leben betraf, hatten die Kameraden von der Jarde ja keinen blaffen Schimmer, wie sie hier in dem pommerischen Neste lebten — eben als echte Grandseigneurs! Hier in Pommern waren und blieben sie allein die Herren.

Mit stillvergünstetem, mitleidigem Lächeln hörten die Leutnants zu, wie der Adjutant dem Fähnrich die Geschichte mit dem Sohne des Grafen von D., des Flügeladjutanten S. M., erzählte. Der ließ seinen Sohn, weil er bei den Jardehujaren zu flott gelebt hatte, zu ihrem Regiment versetzen, um ihn zu „rangieren“. Der alte Herr mußte sich wohl von ihrem Regiment eine ähnliche Vorstellung gemacht haben wie von einem beliebigen bürgerlichen Infanterieregiment.

„Na, in vier Wochen war der junge Graf fertig,“ schloß der Adjutant, „und drüben überr trohen Reich — he, he, he — und an Schulden mußte der alte Herr für ihn mehr bezahlen, als er ihm bei den Jardehujaren das ganze Jahr Zulage gegeben hatte!“

Allmählich wurde es an der Tafel lebhafter und die mißbilligenden Blicke des Traditions-Nachwächters übten auf die animierten Leutnants keine Wirkung mehr aus.

Nachdem die offiziellen Hochs auf S. M., das Regiment, den Kommandeur usw. ausgebracht waren, verabschiedete sich zur Freude aller Leutnants der Oberst. Ihm folgte gleich Graf S., der den Ton nicht mehr vornehm genug fand. Auch der dicke Major v. J. mußte bald den häuslichen Penaten zustreben, da er sich wie gewöhnlich den Magen überladen hatte.

Ein paar Rittmeister und ältere Leutnants zogen sich in das Spielzimmer zurück, um einen „Tempel zu bauen“.

„So — nun sind wir die Gouvernanten los!“ rief der hünenhafte Rittmeister v. K. und übernahm den Vorsitz. „Dr'nunzen — Heidisch mit Burgunder!“

In großen Kristallkannen wurde das schärfere Getränk auf den Tisch gebracht.

Zuerst stiegen ein paar Rundgesänge, dann wurden saftige Couplets vorgetragen und tolle Weibergeschichten erzählt, bis schließlich der traditionelle „vornehme Ton“ vollends in die Brüche ging und die ganze halbtrunkene Tafelrunde die zotigsten Gassenhauer brüllte.

Unten an der Tafel erhob sich ein lauter Disput, ob der lange Leutnant v. P. noch nüchtern sei oder nicht.

„Probe machen? — Probe machen?“ schrie v. B. unablässig.
„Wette zehn Bullen Heidsied!“

Die Wette wurde angenommen.

„Dr'nanz Müller — die Probe!“

Sofort erschien Müller, ein baumlanger Soldat, mit einem Tablett und einem Glase.

Die „Probe“ war eine Spezialität des langen v. B. und bestand darin, daß Müller das Glas auf dem Tablett in der Höhe seines Kopfes hielt und daß der Leutnant versuchen mußte, mit der Fußspitze das Tablett so zu treffen, daß das Glas herunterfiel. Gelang ihm dies bei dreimaligem Versuch einmal, so galt er für „nüchtern“ und hatte die Wette gewonnen.

Freundlich grinsend stellte Müller sich mit dem Tablett auf.

Leutnant v. B. schwang sein langes Bein und stieß nach dem Tablett, ohne es jedoch zu treffen.

Ordonnanz Müller grinste noch freundlicher und hob unmerklich das Tablett noch etwas höher. Früher pflegte er von dem Leutnant nach bestandener „Probe“ einen Taler geschenkt zu bekommen. Dafür hatte er auch den Leutnant unterstützt, indem er das Glas mit einem kurzen Ruck vom Tablett schleuderte. Da indessen die letzten Male der Taler ausgeblieben war, fühlte Müller sich nicht bewogen, dem Leutnant die Probe bestehen zu helfen.

Zum zweitenmal schwang der Leutnant das Bein — um gleich darauf in seiner ganzen Länge auf dem Rücken zu liegen.

Lautes Gelächter begrüßte seinen Fall.

Bevor er sich erheben konnte, kam der jüngste Leutnant des Regiments auf allen Vieren wie ein Hund herbeigelauert, beschnüffelte die „Leiche“ und — hob ein Wein in die Höhe, ganz wie es Hunde an Straßenecken oder Laternenpfählen zu tun pflegen.

Die ganze Tafelrunde wieherte vor Lachen.

„Bravo! Bravo!“ grüßte der dicke Rittmeister und schlug sich klatschend auf die Schenkel.

Wenn die Trunkenheit des jungen Leutnants einen gewissen Grad erreicht hatte, kam er allemal auf den Hund. Er fühlte dann den unwiderstehlichen Drang, auf allen Vieren zu laufen.

„Komm her, Bobbi! Dafür hast Du 'ne Belohnung verdient!“

„Bobbi“ lief zu dem Rittmeister hin und „machte schön“.

Der Rittmeister ergriff eine Kanne und goß den Inhalt „Bobbi“ in den geöffneten Mund, so daß der Wein an beiden Seiten wieder herausfloß.

Neues Gewieser der Tafelrunde. Alle wollten sie „Bobbi“ belohnen, doch der spürte das dringende Bedürfnis, seinen Magen zu erleichtern und lief auf allen Vieren hinaus.

Draußen rannte er in die erste offenstehende Tür und geriet in eine Kammer, in der die Delfarben aufbewahrt wurden.

Eine Ordonnanz, die gerade vorbeiging, schlug die Tür hinter ihm zu.

Drimmen hörte man noch ein Geräusch, als ob ein Körper zwischen Blechtöpfe fiel — dann wurde es still — — —

Im Speisesaal hatte man sich an die Verteilung der von Leutnant v. B. verlorenen zehn Flaschen Heidsied gemacht.

Die Köpfe glühten und die Augen blickten stier. Viele wollten nur noch, und auf den Ledersofas lagen bereits mehrere „Leichen“.

Nur der dierschrötige Rittmeister v. K. saß breit und sicher da und trank den andern unaufhörlich zu. Er war bekannt dafür, daß er nicht eher ruhte, bis er alle unter den Tisch getrunken hatte.

Der alte glatzköpfige Oberleutnant v. S., der es dem Rittmeister immer gern gleich tun wollte, hatte es auch diesmal aufgeben müssen. Resigniert hatte er den Kopf auf die Tischplatte gelegt und murmelte in aufdämmerndem Selbsterkenntnis unter fortwährendem Gluckern vor sich hin: „Mut Deibel — der Mensch is 'n Schwein!“

„Wo steckt denn Bobbi?“ rief plötzlich Rittmeister v. K.

Keiner wußte es. Auch die Ordonnanzen konnten keine Auskunft geben.

„Na, dann wollen wir ihn suchen!“ entschied der Rittmeister und machte sich von einigen schwankenden Gestalten begleitet auf die Suche.

Unter lautem Hallo suchten sie in allen Räumen, guckten unter die Sofas und Tische, und schließlich wurden die Toiletten revidiert. Vergebens — „Bobbi“ war nirgends zu entdecken.

Schon wollte man das Suchen aufgeben in der Annahme, daß der jüngste Leutnant sich heimlich gedrückt habe, als der dicke Rittmeister an die Farbenkammer kam und unwillkürlich die Tür öffnete.

Einen Augenblick blieb er verduzt stehen, dann prustete er los: „Ach herje, Bobbi is Maser geworden!“

Die rechte Hand tief in einen Topf mit grüner Delfarbe getaucht, lag der junge Sproßling eines erlauchten Grafengeschlechtes in einer Lache roter, blauer und gelber Delfarbe und schlief den Schlaf des Gerechten.

Ein fürchterliches Unwesen hub an. Wiehern und freischend drängten sich alle heran. Die Spieler ließen den „Tempelbau“ in Stich und kamen aus dem Spielzimmer, selbst einige „Leichen“ erhoben sich von den Sofas und torkelten heraus.

Doch „Bobbi“ war nicht zu erwecken. Er drehte sich nur in der Farbenkammer um und schnarchte weiter.

Auf Befehl eines älteren Rittmeisters nahmen schließlich die Ordonnanzen sich seiner an, zogen ihm den farbenbelledigten Uniformrock aus und schleppten ihn auf ein Sofa — — —

Der Morgen graute, als die wenigen der Edelsten und Besten, die sich noch auf den Beinen halten konnten, aus dem Kasino tanzelten.

Draußen stand der Polizeikommissar — ein ehemaliger Wachtmeister des Regiments — und grühte devot.

„Na, Sie alle Nachteule, besorgen Sie uns mal 'ne Droschke!“
Erstret über diese ver-zugliche Anrede — die sicher jedem Bürger des Städtchens eine Anklag wegen Beamtenbeleidigung eingetragen hätte — beeilte der Herr Polizeikommissar sich, den beiden Droschaken zu pfeifen, die an der Ecke hielten.

Diesbeßfissen half er den betrunkenen Offizieren in die Droschaken und trat dann stramm salutierend zurück.

„Zeh'n Sie 'rin und lassen Sie sich 'n Kognal geben — aber 'n trogen!“ rief Rittmeister v. K. ihm zu.

„Für meine Rechnung ooch eenen!“ — „Und für meine ooch!“ — „Und 'n paar Zigarren!“

Die Droschaken rollten fort.

Der glatzköpfige v. S. hatte seine moralische Anwandlung wieder mit Heidsied und Burgunder erstickt und grüßte gemeinsam mit den andern heiser den Refrain eines Cassenhauers in die Morgenstille hinein. . . .

Der Nutzen der Tränen.

Als ein Symbol höchsten Menschenleides lebt die Träne in der Dichtung und im Volksempfinden, als die kostbare Perle der Seele, die nur in den Stunden tiefster Trauer ans Licht des Tages sich hervorwagt. Als ein Symptom des Unglücks und des Kummers schließt sie die Vorstellung von etwas Leidvoll-Traurigen in sich; das Mitleiden breitet leise seine stillen dunklen Schwingen und ein schwerer besorgter Ernst herrscht, wo die Tränen fließen. Nun ist auch die Wissenschaft an dieses melancholische Geheimnis herangetreten; mit dem kühlen Blick des Forschers prüft sie die glühenden, schimmernden kleinen Perlen, untersucht ihren Ursprung und kommt zu dem Ergebnis, daß die Träne für das Gleichgewicht des von seelischen oder körperlichen Leiden ergriffenen Organismus von höchstem Nutzen ist, von höchstem Wert, ja gewissermaßen ein von der Natur bereitgehaltenes Gegenmittel, daß den Schmerz lindert, die Empfindungskraft betäubt und dem Leid seine erdrückende dumpfe Schwere nimmt. Mit diesen Fragen beschäftigt sich die Forschungen von Dr. Wahnbaum, deren Ergebnisse er in der „Revue“ veröffentlichte.

Im Zustand der Trauer zeigt das Gehirn eine Abnahme des Blutandranges; die Träne ist nun ein natürliches Heilmittel, um diese Blutschwächungen in den Gehirnzentren zu steigern. Denn die Tränen zeigen in ihrer Zusammensetzung dieselben Eigenschaften wie die flüssigen Bluteile; sie sind ein Abfluß von Blut, das in der Tränenröhre zu Tränen umgewandelt wird. Die Blutarmut des Gehirnes im Zustand der Trauer bringt eine gewisse Betäubung, einen gewissen Grad von seelischer Trägheit und geistiger Gleichgültigkeit hervor; man könnte es eine Anästhesie des Hirns nennen. Sie hat zur Folge, daß das blutgeschwächte Gehirn die Eindrücke nicht mit derselben Kraft aufnimmt wie vor dem, das Leiden wirkt weniger erschütternd, weniger überwältigend, weniger „schmerzhaft“. Bei dem von einem Schmerz gepeinigten Organismus verstärken die Tränen die Blutarmut im Gehirn, sie verstärken also den Grad der Empfindungslosigkeit und werden so zu einem natürlichen Betäubungsmittel, das sich mit den künstlichen Mitteln, mit Chloroform, Aether oder Alkohol vergleichen läßt. Man ertränkt seinen Kummer in Tränen, wie man ihn durch Alkohol betäubt. Die krampfhaften Verzerrungen der Gesichtsmuskeln beim Weinen stehen im Dienste dieses „weißen Aderlasses“. In ihrer Zusammenziehung üben sie einen Druck auf die Tränenröhren aus, pressen die Augenadern zusammen und führen dadurch das in ihnen enthaltene Blut zu den Tränenröhren. Bei Kindern, deren Nervensystem noch besonders zart ist, wirken die Tränen so gewissermaßen als ein Sicherheitsventil, das das junge Gehirn vor dem vollen Einfluß des Schmerzes bewahrt.

Aber nicht nur die Trauer entläßt den Augen Tränen, die höchste Heiterkeit, die in einem krampfhaften Lachen sich entladet, ist in vielen Fällen auch von Tränen begleitet. Hier versehen die Tränenröhren eine Funktion, die der beim Weinen entgegengesetzt ist. Das starke Lachen ist, vom physiologischen Standpunkt aus betrachtet, nichts anderes als eine Anstrengung. Beim Lachen benutzen wir dieselben Muskeln und in derselben Weise, wie z. B. beim Heben eines schweren Gewichtes. Die Muskeln der Stimmröhren werden zusammengezogen, das Zwerchfell gesenkt und die Muskeln, die die Bewegung des Brustkastens regeln, geraten in einen Zustand krankhafter Bewegungslosigkeit. Die Atmung stockt und nur kurze rudweise Atemzüge unterbrechen diesen Stillstand. Allein diese stoßweisen Atemzüge heben die Atemflodung nicht völlig auf. Man braucht nur das Gesicht eines stark Lachenden zu betrachten, die Verzerrung der Züge, das Anschwellen der Stirnadern, um die krampfhafte Zusammenziehung seines Gehirns zu ahnen. Und diese Gefahr eines Schlaganfalls wird durch die Verzerrung der Gesichtsmuskeln noch erhöht, denn in ihrer Zusammenziehung pressen sie auf die äußere Kopfschlagader, die dem Gesicht das Blut zuführt. Das Blut findet seinen Weg versperrt und ergießt sich nun in die innere Kopfschlagader, die zum Gehirn führt. Diese aber ist durch das venöse Blut, das infolge der Atemflodung keinen Abfluß findet, gesperrt und müßte durch den Druck geprengt werden, wenn die Adern der Augen, die die innere und die äußere Kopfschlagader verbinden, nicht einen Abflußweg böten.

In sie ergießt sich der Blutdruck und der starke Zufluß preßt auf die Windhäute und die Tränenbrüsen. Diese aber reagieren auf den ungewöhnlichen Blutandrang durch die Aussonderung der Tränen. Wie beim Weinen vollzieht sich hier die Umwandlung des Blutes zu Tränen, es tritt jener „weiße Adlerlaß“ ein, der dem im Kopfe gestauten Blute einen Abfluß schafft und dadurch die Gefahr eines Schlaganfalls auf natürlichem Wege beseitigt. S.

Kleines feuilleton.

Maxim Gorki begeht am 14. März seinen 50. Geburtstag. Zwanzig Jahre hind her, als er seine ersten Skizzen in einem obskuren Provinzialblatt des Kaukasus veröffentlichte. Niemand achtete des Autors, von dem man nicht einmal seinen wahren Namen wußte. Erst später, nachdem eine neue in einer weitverbreiteten von Wladimir Korolenko herausgegebenen Revue erschienene Erzählung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erfuhr man, daß „Maxim Gorki“ (Gorki heißt „der Bittere“) das Pseudonym eines jungen Mannes Alexei Pischkoff war, der aus Nischny Nowgorod stammte. Und welsch ein tragisches Dasein lag da schon hinter ihm! Im elendgestättigten Milieu des russischen Stadtproletariats als ein richtig verwaiseter Vogel ohne Nest aufgewachsen, ward er nach einem nur vierwöchigen Besuch der Elementarschule bald hierhin, bald dorthin umhergetrieben. Nacheinander war er Laufbursche bei einem Schuhmacher, Lehrling bei einem Zeichner, einem Heiligenbildmaler, einem Gärtner gewesen — bis er schließlich, zwölf Jahre alt, als Küchenjunge auf einen Wolgadampfer kam. Lange litt es ihn auch da nicht. Der Bildungshunger trieb den kaum fünfzehnjährigen nach Kasan — er beabsichtigte allen Ernstes an der dortigen Universität zu studieren. Aber man vorlachte ihn. Und statt auf die Hochschule kam er in eine finstere, maffige Backstube, und mußte um jämmerlichen Tagelohn drei Jahre lang Bregeln backen. Dann wurde er Lastträger, Straßenhändler, bis ihn schließlich nach einem aus Verzweiflung unternommenen Selbstmordversuch der Wandertrieb packte. Mit Vagabunden aller Art, mit Bettlern, Pilgern, Steppenbirten lebte er das Dasein eines Fuchsbreders, der auch mal Arbeit nimmt, um aber bei der ersten Gelegenheit wieder weiterzuziehen. Eine Feiilang war Gorki auch bei einem Rechtsanwält als Schreiber beschäftigt. Doch dann zog's ihn wieder in die Weite, in die Steppe, an's Schwarze Meer, in den Kaukasus. Und was er auf diesen Wanderungen im kameradschaftlichen Verkehr mit den Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft sah und litt, das brachte er zu Papier. Es entstanden seine Landstreicher-geschichten; und so wurde er Schriftsteller.

Längst ist Gorki eine europäische Verühmtheit geworden, bald in den Himmel erhoben, bald verlästernd umstritten. Ein wahrer Gorkitaumel hat zeitweise die bürgerliche Lesewelt ergriffen. Sie erklor Gorki zu ihrem Modedichter; und wir alle haben es ja auch anlässlich der Aufführungen des „Nachtasyl“-Dramas in Berlin erlebt: wie die Bourgeoisie sich ins Theater drängte, um sich durch den Anblick jener verkommenen Vorführgestalten die Nerven kühlen zu lassen. Denn um nichts anderes drehte es sich bei ihr! Dieselbe Gesellschaft, die für das ökonomische und soziale Elend des heimischen Proletariats nur ein höhnisches Achselzucken überhaupt zu haben pflegt, ließ in rauschenden Seidenroben zu Füßen jener russischen Enterbten und weinte Tränen des Mitleidens, das aber doch nur Heuchelei war. . . .

Es soll hier heute nicht das von Gorki seither Geschaffene im einzelnen betrachtet werden. Seine Produktivität ist so uner-schöpflich als vielseitig. Als Dramatiker hat er zu uns gesprochen und als Erzähler. In dieser letzteren Eigenschaft jedoch am stärksten. Und da hinfiederum am elementarsten in seinen kleineren Prosadichtungen. Er griff seine Vorfühler direkt aus dem Leben. Hinter allen diesen Feldern und Heldinnen von der Landstraße verbirgt sich wirklich ein elementarer Aufruhr, ein feuriger Ausbruch menschlicher Persönlichkeit, ein unbewußter Protest gegen den unerträglichen Druck der herrschenden kapitalistischen Gesellschaft von heute.

Die neue chinesische Schrift. Da nun einmal in China alles neu werden soll, so hat man sich auch mit Eifer der Reformierung des wichtigsten Bildungsmittels, der Schrift, zugewendet und nach langem Bemühen einen Erfolg erzielt: eine neue chinesische Schrift ist fertig und harret der allgemeinen Einführung. Bisher war es nur den Gelehrten möglich gewesen, chinesisch zu schreiben, denn die Sprache des himmlischen Reiches umfaßt nicht weniger als 80 000 Worte und der Unglückliche, der seine Muttersprache auch schriftlich festhalten wollte, mußte nicht weniger als 80 000 Zeichen erlernen. Mittel zur Erleichterung und Vereinfachung waren zwar schon vielfach vorgeschlagen worden, kamen auch vielfach zur Anwendung, aber eine endgültige Lösung stand noch aus. Wie Léon Conzeil nun in einem Aufsatz über die neue chinesische Schrift mitteilt, haben es die Bemühungen des Legationssekretärs der chinesischen Gesandtschaft in Rom, Tschao-Hj-Tschiu, im Verein mit denen zweier Kollegen bewirkt, daß von einem jungen Sprachgelehrten, dem Professor am Orient-Institut in Neapel, R i b e t t a de Solonghello, eine neue chinesische Schrift ausgearbeitet wurde. Vor zwei Jahren wurde in Rom die „Gesellschaft der neuen chinesischen Schriftzeichen“ begründet, die im Heimatlande viele Anhänger fand: von ihr wurde Prof. Ribetta beauftragt. Wie der

Professor dem Verfasser erklärte, war es notwendig, um alle Klänge der chinesischen Sprache genau wiedergzugeben, die Buchstaben aus vielen existierenden Alphabeten zu entnehmen. Das nun festgestellte Alphabet umfaßt 42 Buchstabe n, von denen 23 Vokale und 19 Konsonanten sind. Von den 23 Vokalen sind vier dem griechischen Alphabet entnommen, vier dem russischen, fünf dem lateinischen, ein einziger dem chinesischen; von den neun anderen Vokalen sind zwei sogenannte modifizierte oder verlängerte Vokale und sieben umgekehrte Vokale. Von den 19 Konsonanten sind vierzehn dem lateinischen, drei dem russischen und zwei dem griechischen Alphabet entlehnt. Mit diesen 42 Buchstaben kann man nun alle Worte der chinesischen Sprache schriftlich fixieren, d. h. die der gesprochenen chinesischen Sprache, die im ganzen himmlischen Reich verstanden wird und die die Mitte hält zwischen den verschiedenen Dialekten und der eigentlichen Schrift- oder Mandarinsprache. Die Schrift besitzt schon jetzt zahlreiche Anhänger, besonders im Süden Chinas. Die Schöpfer der Schrift hoffen, daß die Republik ihre Reform offiziell anerkennen wird.

Geographisches.

Sport und Forschung im Südpolargebiet. Die Pole sind überwunden und damit legt die Menschheit wieder einmal ein Problem beiseite, das jahrhundertlang als ein Phantom gegolten hat. Und ein Phantom ist es zum großen Teil auch gewesen, denn kein Geograph wird behaupten oder zugeben, daß diese beiden Punkte auf der Erde trotz ihrer einzigartigen Stellung als Forschungsziel einen hervorragenden Wert besitzen. Wenn sie nunmehr beide erreicht worden sind, so bedeutet das nicht etwa das Ende, sondern eher den Anfang einer eigentlichen Polarforschung. Das Wettrennen hört auf, und die Stellung und Erfüllung der Aufgaben, die in dem Polargebiete zu lösen sind, können als rein wissenschaftliche Gesichtspunkte sich vollziehen. Damit soll nicht bestritten werden, daß das Streben nach den Polen auch seinen idealen Wert und seine bedeutenden Folgen gehabt hat. Durch den großen Reiz, den es auf ehrgeizige Naturen ausgeübt hat, ist es eine gewaltige Förderung auch für die Forschung in höherem Sinne gewesen. Dieser Einfluß zeigt sich für das Nordpolargebiet schon jetzt nach der negativen Richtung, indem das Interesse für Nordpolarreisen seit dem Siegeszug Pearys stark abgeklungen ist, und die gleiche Folge wird sich nun auch in dem Südpolargebiet zeigen. Der Pol ist erreicht, folglich gibt es dort nichts mehr zu suchen — das wird sich das sogenannte Publikum sagen und ebenso die Leute, die bisher die Führer waren, wo es galt, sein Leben für solche Pionierzüge ins Unbekannte einzusetzen.

Was tun denn nun aber die Expeditionen, die jetzt noch nach dem Südpolargebiete unterwegs sind, darunter auch eine große deutsche Unternehmung? — Haben sie nun ihr Ziel verloren, und muß ihr Wert nun von vornherein als herabgesetzt betrachtet werden, weil die Erreichung des Pols ihnen vorweggenommen worden ist? — Man kann diesen Fragen nun gleich eine andere anschließen, die zum Teil schon eine Antwort enthält, nämlich: Warum geht denn Amundsen, nachdem er den Südpol gleichsam überrollt hat, doch noch nach dem Nordpolargebiet, das nach dem ursprünglichen Plan sein Ziel sein sollte? Gibt es denn für ihn nach seinen bisherigen Triumphen und nach der Ueberwindung des Nordpols durch Peary dort noch etwas zu holen, was sich seinen bisherigen Leistungen würdig an die Seite stellen könnte? Er selbst muß dieser Ansicht doch wohl sein, denn sonst würde er nach seiner Reise nach dem Südpol, an dem vermutlich jeder andere sich zunächst genügen lassen würde, lieber nach Europa zurückkehren und dort die seiner harrenden Vorbeeren in Empfang nehmen, anstatt sein Leben gleich darauf aufs neue für einen mindertwertigen Ruhm zu wagen. Seine Entscheidung kann nur dadurch herbeigeführt worden sein, daß Amundsen eben zu den Polarreisenden höheren Ranges gehört, die gleichzeitig den Rekord im Auge behalten und wesentliche Forschungsziele verfolgen. Er ist darin ein würdiger Nachfolger Ransens, der nach seiner großartigen Expedition, die ihm den Welttruf erwarb, ein stiller Forscher, man möchte sagen ein Stubengelehrter geworden ist. Diesen Gang der Entwicklung wird Amundsen vielleicht niemals nehmen, aber er bedeutet auch bei Ransen nur, daß er stets ein Forscher gewesen ist, und nicht nur ein Rekordbrecher wie Peary, der in dieser Hinsicht nicht in einem Atem mit jenen beiden Männern genannt werden darf. Das Programm, das für die nun bevorstehende Nordpolarreise Amundsens seinerzeit veröffentlicht worden ist, enthält eine solche Fülle wissenschaftlicher Aufgaben, daß es bei ihrer Erfüllung fraglich sein würde, ob Amundsen im Südpolargebiet ähnliches hat leisten können, trotzdem er doch den Pol bezwungen hat. Die große Masse aber urteilt über einen solchen Erfolg meist anders als die Wissenschaft, und das wird wohl erst anders werden, wenn die weihen Flecken von der Erdkarte überhaupt verstanden sind. Gerade im Südpolargebiet hat es schon bei der großen Kampagne in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts Unternehmungen sehr verschiedener Art und sehr verschiedener Leistung gegeben. Die deutsche Expedition unter Erich v. Drygalski ging wenig über den Polarkreis hinaus, während die englische unter Scott die damals unerhörte Breite von 82 Grad 17 Minuten erreichte. Und doch dürften die Ergebnisse der deutschen Expedition allen anderen an Bedeutung überlegen sein. So wird es hoffentlich auch mit der neuen antarktischen Expedition unter Filchner sein.